Weg hinab. Brunier sieht dieser ergötzlichen Szene mißvergnügt zu und zieht sich, als Mutter und Tochter heulend wieder oben angelangt sind, in das Haus zurück, nicht ohne vorher noch seinen Köter, der ihm den Eintritt versperrt, einen derben Fußtritt gegeben zu haben.

Seit Port du romains Gründung versieht Brunier das Amt eines Lotsen. Er kennt alle Untiefen und Riffe und ist sogar von der Admiralität für fähig befunden worden, die großen, den ladenden Schiffen zum Halt dienenden Ankerbojen auszulegen. Heut ist wieder ein Dampfer abgefertigt worden. Brunier geleitet ihn, neben dem Kapitän auf der Brücke stehend, aus den Klippen hinaus. Die Heckleine sitzt noch an der Boje fest und wird nach Bedarf von der Matrosen nachgesteckt. Endlich verabschiedet sich Brunier und besteigt sein kleines Boot, um zur Boje zu fahren und die Leine loszuwerfen. Elastisch springt er auf die unruhig schaukelnde Trommel, erfaßt mit den Zähnen das Haltetau seines Fahrzeuges und schickt sich an, die etwas verrostete Verschraubung der Trosse zu lösen. Als ihm dies endlich geglückt ist und er den Matrosen ein kräftiges „Hol ein“ zurufen will, entfährt seinen Lippen die eigene Bootsleine. Bevor er zupacken kann, treibt auch schon das Boot einige Meter entfernt auf den sanft gekräuselten Wogen. Der Dampfer aber ist schon in voller Fahrt und nimmt von dem Gefangenen auf der Boje nicht die geringste Notiz. Hilfeheischend läßt Brunier seine Augen umherschweifen. Vom Land her hält ein Boot auf ihn zu. Ist's möglich, Philippe?

Der Bursche jagt das herrenlose Fahrzeug auf und nähert sich der Boje.

„Gibst Du mir Lucette?“ fragt er schon von weitem.

„Mein Boot, Du Nichtsnutz, hörst Du wohl?“

„Ich höre und wünschte, Du hättest ebenso gute Ohren wie ich. Wie steht's mit Lucette?“

Der Alte, krebsrot vor Wut, windet sich wie ein Wurm.

„Ich komme in zwei Stunden wieder, Brunier. Besinne Dich bis dahin.“ Gemächlich taucht Philippe die Riemen in das Wasser und steuert, das Boot des Alten im Schlepp, dem Lande zu.

„Hör mich, Philippe!“ brüllt es hinter ihm her.

Der Gerufene mäßigt seine Fahrt. „Hast Du Dich besonnen?“

„Schämst Du Satansbengel Dich nicht, solcher Art mit Deinem alten Gönner umzuspringen?“

„Ich dächte, Du hättest mir Wichtigeres zu sagen“, höhnt Philippe und nimmt den alten Kurs wieder auf.

Brunier packt die Angst. Wenn ihm die Frauen nicht zu Hilfe eilen, ist er verloren. Schon werden ihm die Hände von dem kalten Eisenringe der Boje steif. Schwimmend das Land zu erreichen, ist unmöglich, denn rings umher schießen die dunklen Schatten beutegieriger Haifische.

Unterdes steigt Philippe zu Bruniers Hütte empor. Lucette steht am Herd und brät Fische. „Wo ist der Vater?“ erkundigt sie sich, durch den plötzlichen Anblick des Burschen von bösen Ahnungen getrieben.

„Gut aufgehoben“, bedeutet Philippe geheimnisvoll. „Nimm jetzt Papier und Feder zur Hand, Lucette, und schreib', was ich Dir sagen werde.“

Und sie setzt auf des Burschen Geheiß einen regelrechten Vertrag auf, mit dem sich Philippe ohne Saumen wieder auf den Weg zur Boje macht. Von Wasser triefend, den Ring mit beiden Händen umklammernd, sitzt der Alte noch immer auf seinem Posten.

„Laß uns jetzt in Frieden einen Vertrag schließen“, leitet der Bursche ein.

„Wozu das, Du Schlingel. Hüte Dich, wenn wir uns wieder an Land begegnen.“

Lächelnd deutet Philippe auf die immer zahlreicher werdenden Haie und höhnt: „Das Anlandkommen werden diese zu verhindern wissen. Willst Du ihnen nicht zum Futter dienen, so unterschreib!“

Eines der gefräßigen Ungeheuer streift mit der riesigen Schwanzflosse die Verankerung der Boje und bringt sie in ungestüme Bewegung. Eingeschüchtert fragt Brunier: „Was für einen Pakt hast Du denn aufgesetzt?“

Der Bursche faltet seinen Bogen auseinander und liest seine Epistel vor. „Denk an die Haie und unterschreib.“

„Eilt es denn so, bester Philippe? Hat es nicht Zeit, bis wir an Land sind?“

„Jetzt ist's mit meiner Geduld vorbei. Unterschreibst Du?“

Der drohende Ton dieser Worte läßt es Brunier geraten erscheinen, sich ins Unvermeidliche zu fügen. Dann, nachdem er die Unterschrift vollzogen, springt er in das Boot und sinkt erschöpft zu Boden. An der Landungsstelle steht ein Mann in Uniform. Der Vizeverwalter der Mine. Als man das Ufer ersteigt und zum Gruße die Mützen lüftet, fliegt, nur von Brunier bemerkt, das erpreßte Dokument unter Philipps Kappe hervor und treibt geradenwegs in das Wasser hinein.

„Ich komme, Brunier, mit Euch wegen Eurer Tochter zu sprechen“, beginnt der Verwalter.

„Sie gehört seit einer Viertelstunde mir“, begehrt Philippe auf. „Nicht doch“, wehrt Brunier ab, „laß jetzt die dummen Scherze. — Entschuldigt, Verwalter, Ihr allein seid mir als Schwiegersohn willkommen.“

In höchster Erregung reißt Philippe die Mütze vom Kopfe: „Der Vertrag, der Vertrag!“ und den weißen Papierfetzen auf den Wogen gewahrend, springt er fluchend in sein Boot zurück und jagt dem unseligen Dokumente nach. Nur noch ein dunkler Punkt ist am Horizonte zu erkennen, als Brunier ungeduldig zu dem Verwalter sagt: „Kommt mit nach oben, Lucette ist Euer.“

Die Pointe.

Presse-Anekdoten

gesammelt von Franz Wilhelm Bernekohl.

Professor K., der Feuilletonredakteur, hat einen Nervenzusammenbruch erlitten und muß darum für einige Wochen von der Redaktion fernbleiben. Da er schon zu den älteren Semestern gehört und zwischen Himmel und Erde kein Ding unmöglich ist, hat die Redaktion bereits einen Nachruf verfertigt, der gesetzt im Schiff auf der Metteurbank steht. Unser Professor gesundet aber wider Erwarten. Man hat nun in der Aufregung des Zeitungsbetriebs vergessen, seinen Nachruf einzuschmelzen. Der Professor findet ihn eines Tages beim Umbruch in der Setzerei, läßt sich seelenruhig einen Abzug machen, korrigiert darin und legt ihn dann in die Personalkartothek mit dem Vermerk: „In Ordnung! Prof. K.“

*

Es gibt nicht nur intelligente Redakteure. Einer von denen, die weniger schlagfertig waren, der brave Y., schrieb einmal, als in der Konkurrenzpresse ein aggressiver Artikel gestanden hatte: „Auf diesen unverschämten Artikel können wir erst morgen antworten, da unser verantwortlicher Redakteur heute verreist ist.“

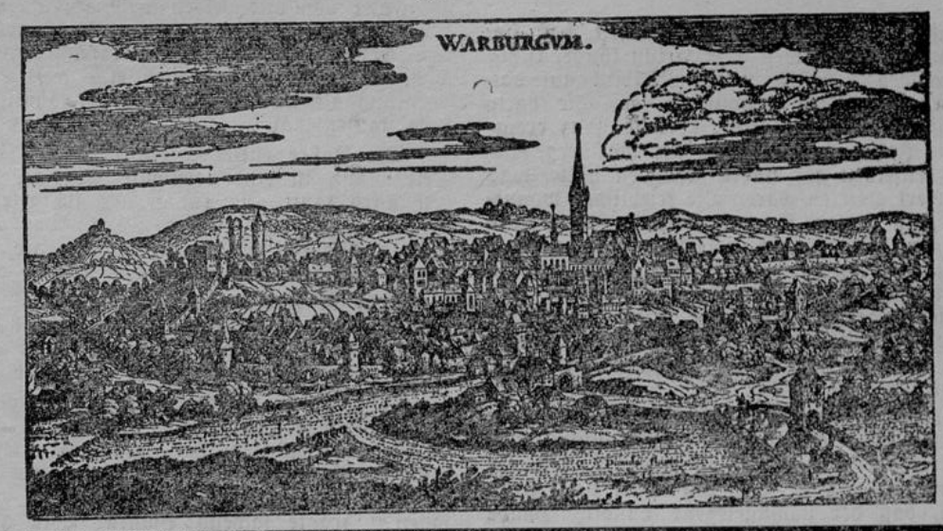
*

Langlebige Pferde.

Im allgemeinen ist die Ansicht verbreitet, daß Pferde ein Höchstalter von zwanzig Jahren nicht überschreiten, ja wir sind selbst gewohnt, ein zwölfjähriges Tier als alt oder noch abfälliger zu bezeichnen. Viele Falle haben aber bewiesen, daß die Pferde oft ein weit höheres Alter erreichen, falls glückliche Umstände wie Gesundheit, gute Behandlung und Pflege sowie eine nur mäßige Inanspruchnahme zusammen treffen. In solchen Fällen ist ein Alter von dreißig Jahren keine Seltenheit, über vierzig Jahre leben dagegen nur ganz wenige Pferde. Das bisher festgestellte Höchstalter betrug siebenundvierzig Jahre. Was das Geschlecht anbetrifft, so haben die Stuten die beste Aussicht auf langes Leben, und unter ihnen erreichen wieder die kleineren Tiere, vor allem die Ponies, das höchste Alter. So ist nachgewiesen, daß eine leichte 1,52 Meter hohe belgische Stute zweiunddierzig Jahre alt wurde und zweiunddreißig Füllen warf, das letzte mit achtunddreißig Jahren. Die moderne Rationalisierung trägt leider wesentlich zur Verkürzung der Lebensdauer der Pferde bei, denn nur wenige Besitzer erlauben sich heute noch den Luxus, ihrem alten Pferd das Gnadenbrot zu gewähren, sondern verkaufen es bei den ersten Anzeichen des Kräfteverfalls an den Pferdeschlachter.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 57 — 18. Juli 1928 — 3. Jahrgang

Haß aus Liebe.

Roman nach dem Englischen von Hugo Falkner. Copyright by Greiner & Comp. Berlin W 30.

Nachdruck verboten.

1. Fortsetzung

„Ich war hastig. Oh, Bianca, ich wollte, daß ich es vermöchte, zu Ihnen zu flehen, meine Worte sollten so beredt sein, daß Sie nicht imstande wären, ihnen zu widerstehen. Ich will Sie glücklich machen und nur Ihnen leben. Kein Jüngerer vermöchte Ihnen die Liebe, die Zärtlichkeit, die Sorgfalt zu widmen, mit der ich Sie umgeben will. Bianca, wagen Sie es mit mir. Sie sollen's nimmer bereuen.“

„Sie sind so gut!“

Er aber sah, daß sie nur mühsam zu sprechen vermochte, daß ihre Lippen bleich waren.

„Ich meinte es in der Tat gut, aber ich fürchte, ich war zu hastig“, sprach er betrübt. „Bianca, lassen Sie sich Zeit zum Ueberlegen, ich will jetzt weder ja noch nein von Ihren Lippen hören. Ueberlegen Sie und in einigen Tagen schreiben Sie mir Bescheid. Ich will Sie nicht bestimmen, seien Sie aber dessen eingedenk, daß Sie für Ihr eigenstes Ich, wie auch für das meine eine wichtige Lebensfrage entscheiden.“

„Was immer auch geschehen möge,“ sprach der Freiherr, des Grafen Hand ergreifend, „ich werde stets deiner Güte für uns eingedenk sein.“

„Vergiß nicht, wie heiß ich deine Tochter liebe. Bianca, wenn in Ihrem Herzen nur eine leise Stimme zu meinen Gunsten spricht, so achten Sie auf sie. Ich gehe jetzt, schreiben Sie mir, wenn Sie einen Entschluß gefaßt haben.“

„Ja,“ hauchte sie kaum vernehmbar.

Er zog ihre eisigkalte kleine Hand an seine Lippen und küßte sie mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

*

Vater und Tochter sahen sich wieder allein, aber wie ereignisreich war nicht die letzte Stunde gewesen. Eine Weile saßen sie regungslos, das Geschehene überlegend, dann zog der alte Mann sein Kind zärtlich an sich und fragte leise:

„Was hältst du von dem Antrage des Grafen? Dünkt er dir nicht wie eine Gnade des Himmels?“

„Ich weiß selbst nicht, was ich denken soll.“

„Er ist gut, er ist edel — o Kind, mir graut vor der Armut! Er ist reich und großmütig! Was gedenkst du zu tun, mein Kind? Vermagst du nicht, mir einen Funken der Hoffnung zu geben, an dem ich mich emporrichten könnte?“

„Ich will den Antrag in Erwägung ziehen, Vater, ich kann nicht sofort entscheiden. Laß mir Zeit.“

„Du würdest die Herrin eines prächtigen Besitzes. Lady Nisworth zu heißen, ist eine nicht zu unterschätzende Ehre, ich aber wäre ein reicher Mann. Du liebst deinen Vater, nicht wahr, Bianca?“ forschte er mit fast kindischem Eifer.

Ein halb wehmütig, halb bitteres Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie sich niederbeugte und ihn auf die Stirn küßte.

„Ich liebe ihn so sehr, daß ich bereit wäre, mein Leben für ihn hinzugeben.“

„Und du willst den Antrag des Grafen in Erwägung ziehen? Nun, ich muß wohl trachten, mich einstweilen zu bescheiden, Bianca. Laß mir eine Erfrischung bringen. Mein Kopf schmerzt, ich bin erschöpft. — Oh, Bianca, errette mich vor dem grausigen Gespenst der Armut!“

„Ich will tun, was ich vermag, Vater,“ sprach sie sanft, doch war sie viel zu feinfühlend und klug, als daß der grenzenlose Egoismus, der sich in jedem seiner Worte verriet, sie nicht peinlich berührt hätte; mit echter Frauenmilde aber trachtete sie gerade in dieser ernsten Stunde der Entscheidung seine Fehler zu übersehen und sich nur die liebevolle Schwäche ins Gedächtnis zurückzurufen, die er ihr gegenüber stets an den Tag gelegt hatte.

Sie brachte ihm, was er begehrte, richtete die Kissen im Sessel zurecht und verließ ihn dann, um in der stillen Einsamkeit ihres Zimmers zu überlegen, was das Beste und Richtigste zu tun sei.

Als der alte Mann allein war, schlief er ein und es war wehmütig zu beachten, welch glückseligen Ausdruck seine Züge mit einem Male annahmen; er mußte von wonnigen, sorgenlosen Jugendtagen träumen, während Bianca in ihrem Zimmer saß und über eine ernste Frage entscheiden sollte, die deutungsreich eingreifen mußte in das Schicksal dreier Menschen; sie sollte denken, urteilen, erwägen und ihr war es, als sei sie mit einem Male aller Fähigkeit hierzu beraubt.

Welche Umwälzungen hatte ein einziger Tag mit sich gebracht. Gestern noch war sie kaum mehr gewesen denn ein Kind, in dessen Ideengang nur süße Träume Raum gefunden, jetzt sollte sie, einem reifen Weibe gleich, das ganze Erbteil der Frau, Selbstaufopferung und Entsagung auf sich nehmen.

Sie empfand mit unwiderleglicher Klarheit, daß sie, ehe sie irgendeinen entscheidenden Schritt tun könne, ruhig erwägen und nachdenken müsse, einen Rückblick auf das vergangene Leben zu halten gezwungen sei. Sie hatte zwar White Cliffe niemals verlassen, aber so ganz ereignislos waren die Jahre doch nicht an ihr vorübergegangen, daß sie in denselben gar nichts gefunden hätte, was des Entsinnens wert gewesen wäre. Die friedlichen wonnigen Kinderjahre, in denen sie von treuer Mutterhand gepflegt und behütet worden war, sie lebten noch in dankbarster Erinnerung in ihrem Herzen. Ihr Heim war, so lange die Verblichene in ihm gewaltet, stets ein wohlgeordnetes, friedliches gewesen; einzelne Eindrücke hatten sich ihrer Kinderphantasie mit solcher Lebhaftigkeit eingeprägt, daß sie sich jetzt noch der Geschehnisse bis in die kleinste Einzelheit entsann.

So z. B. erinnerte sie sich eines Sommertages, an dem sie mit ihrer Mutter auf der Wiese unter dem Schatten der rotblühenden Kastanien gesessen und ihr Vater plötzlich auf sie zugeeilt war, um ihnen voll Freuden zu erzählen, daß der nächstgelegene Landsitz Combe Hall von einer wegen politischer Umtriebe aus ihrem Vaterlande verbannten Französin, Madame de Ferras, gekauft und von ihr umgetauft worden sei. Beaulieu, so nannte sie ihren Besitz, sollte binnen wenig Tagen bereits von ihr und ihrem einzigen Töchterlein bezogen werden.

„Das wird für Bianca prächtig", hatte ihre Mutter entgegnet, „ich wünschte dem Kinde schon oftmals eine Spielgenossin."

Bianca entsann sich gar wohl, daß sie sich damals in allerhand Mutmaßungen ergangen, wie die kleine Genossin wohl aussehen und sein werde, ahnungslos, welch wichtige Rolle dieselbe später im Verlaufe ihres Lebens zu spielen bestimmt sei.

Auch der Tag lebte noch frisch in ihrem Gedächtnis, an dem sie mit den Eltern Madame de Ferras zuerst besucht hatte. Damals hatte die stattliche Würde der Matrone und Lolas seltene Schönheit keinen geringen Eindruck auf die Kleine gemacht. Lola war um drei Jahre älter als Bianca, trotzdem hatte es den Anschein, als ob die beiden Kinder sich rasch befreunden würden.

„Ihr müßt euch recht lieb haben und gute Nachbarschaft halten", hatte Madame de Ferras gesagt, als sie Bianca zu ihrer Tochter führte, die im Garten spielte.

Und die beiden Mädchen umarmten sich, ahnungslos, daß es ihnen einst beschieden sei, einander als schroffe Feindinnen im bittersten Hasse gegenüberzustehen. Madame entfernte sich und ließ die Kinder allein. Wer in die Zukunft hätte sehen können, der hätte gewußt, daß es ein Segen gewesen wäre, wenn man die Kinder nicht zusammengeführt hätte.

— — — — — — —

Es folgte nun eine Reihe friedlicher Jahre und eifrigen, wechselseitigen Verkehrs der beiden Familien. Biancas empfindsames, zartfühlendes Naturell fühlte eine leise Scheu vor dem steten Umgang mit Lola; diese war sehr eitel und liebte nichts mehr, als sich mit Bianca zu vergleichen.

„Ihr Engländerinnen habt alle so zarten Teint", sprach sie oft mit einer Art herablassender Mißachtung. „Ich liebe frische Farben, so wie ich selbst sie habe."

Dann zog sie wohl das goldblonde Haar Biancas, das in so seltsamem Widerspruch stand zu den dunklen Augen und Brauen, durch ihre schlanken Finger und meinte lächelnd: „Das nennt Ihr Gold, ich heiße es Strohfarbe!"

Lola mühte sich in allen Dingen, Bianca zu überflügeln, im Tanz, in der Musik, im Reiten, und fühlte sie, daß sie in einer oder der anderen Fertigkeit nichts Besseres leisten könne als die Genossin, so gab sie dieselbe ganz auf.

In der Musik waren sie Rivalinnen, Bianca hatte eine reine, süße Sopranstimme, gut geschult und sympathisch, Lola einen melodischen Alt; Biancas Naturveranlagung stand in vollstem Einklang mit ihrem Wesen, ja selbst mit ihrem Organ, sie war eine träumerische, poetisch angehauchte, ideal-romantische Künstlernatur, Lola hingegen war praktisch, nüchtern und weltweise.

„Wer von uns beiden wohl am schönsten, am meisten bewundert werden wird, wenn wir einmal herangewachsen sein werden? Wer zuerst heiraten wird? Ich vermute, wohl ich, denn ich bin doch eine weit eigenartigere Erscheinung als du!" In solcher und ähnlicher Weise sprach Lola tausendmal.

Die Jahre entschwanden, Lola de Ferras kam nach Deutschland in eine berühmte Pension, Frau von Cliesden starb sanft und ruhig, wie sie gelebt, ihre Tochter betrauerte sie aus tiefster Seele. Der Tod der Mutter nötigte Bianca mit einem Male, ihre Studien aufzugeben und dem Hauswesen des Vaters vorzustehen.

Lola de Ferras kehrte aus Deutschland zurück, und nun erst begann die eigentliche Rivalität der beiden Mädchen. Lola glich einem Bilde Tizians oder Velasquez', Bianca war der Typus echt englischer Schönheit.

„Bianca, du bist ja eine Schönheit geworden", meinte Lola, offenbar unangenehm überrascht, als die Freundin sie nach der Rückkehr der jungen Französin aus Deutschland in Beaulieu begrüßte. „Ich hätte es nie gedacht."

„Für welchen Teil deiner Rede soll ich dir denn Dank sagen?" fragte lachend Bianca; Lola aber musterte sie noch immer mit kritischen Blicken.

„Du bist, ja, ich muß es gestehen, du bist schön. Nun, wir beide vereint, sollten doch mancherlei zustande bringen."

„Inwiefern?"

„Wir sollten alle nennenswerten Heiratskandidaten der Umgegend huldigend zu unseren Füßen sehen."

„Du bist doch noch immer unverändert, Lola", lachte Bianca. „Ich denke niemals an derlei Dinge."

„Und ich an wenig anderes. Wir sind nicht so glücklich, als Mädchen unseres Alters und unserer gesellschaftlichen Stellung sonst zu sein pflegen. Meine Mutter will nichts davon wissen, mich die Ballfreuden der Metropole einen Winter lang genießen zu lassen, und ich denke, dein Vater teilt diese Anschauungen."

„Vollständig. Redet man ihm nur flüchtig von einem Winter in der Stadt, so ist seine Laune für eine Woche verdorben."

„Du siehst also, daß wir lange nicht so glänzende Aussichten haben, wie andere Mädchen. Ich bin nach Hause zurückgekehrt, der Schule müde, des Landlebens überdrüssig, entschlossen, so rasch als möglich zu heiraten, und zwar eine glänzende Partie zu machen. Meine Mutter klagt den ganzen Tag über um ihr geliebtes Heimatland und vergißt dabei, daß sie eine Tochter hat, die berechtigt ist, Ansprüche an das Leben zu stellen. Ich muß mir also selbst helfen."

„Aber, liebe Lola!"

„Liebe Bianca, es ist nun einmal so meine Art, frei auszusprechen, was ich denke: das Leben einer alten Jungfrau besitzt keinerlei Reiz für mich, der bloße Gedanke an eine solche Möglichkeit ist mir ein Gräuel! Ich muß heiraten. Ich habe bereits Umschau gehalten im Kreise der heiratsfähigen Männer der Umgegend. Es sind deren wenige. Eine der besten Partien, vielleicht die allerbeste, ist Lord Risworth. Er ist älter, als mir lieb wäre, aber alles kann man nicht haben", fügte sie seufzend hinzu. „Geld hat er wie Heu, und sein Besitztum Deeping Hurst ist mit fürstlicher Eleganz ausgestattet."

„Du sprichst, als ob — als ob —"

„Als ob Ich wähnte, dessen Herrin werden zu können. Kennst du den Grafen?"

„Ja, sehr gut, am besten hier in der ganzen Gegend. Er ist Papas ältester und vertrautester Freund."

Es flog ein Schatten über Lolas Züge.

„Ist er denn so alt?" fragte sie etwas zaghaft.

„Jünger als Papa ist er wohl doch", meinte Bianca, „ich mag ihn gern leiden", fügte sie mit vollster Unbefangenheit hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe macht erfinderisch.

Skizze von Kurt Felscher.

Apollonia, des vor Jahren verstorbenen Kolterbauern Tochter, muß die Wirtschaft zusammenhalten; denn der Nachkömmling, dessen Geburt die Mutter vor reichlich zwei Jahrzehnten auf den Schragen legte, ist der Schwester wie ein eigen Kind geworden, das sie noch immer bemuttern muß, weil es einfach nicht in die Welt paßt. Langsam ist der Tonerl herangewachsen, immer hinter der Schwester her. So ist's gekommen, daß der Bub ein wenig fremd durch die Weltgeschichte tappt und sich gern seiner mütterlichen Schwester Regiment gefallen läßt. — Oder auch nicht! — Seit ein paar Tagen ist der Tonerl nämlich ganz anders geworden. Zuerst ist die Apollonia nicht recht aus ihm klug geworden, aber schließlich hat sie's doch herausgesonnen. Ausgerechnet verliebt hat sich der Bub — in eine schmucke Dirn; ja sogar die Ehe hat er ihr versprochen, ohne sie, die Apollonia, zu fragen!

Zuerst hat's die Apollonia für einen dummen Spaß geachtet, aber der Tonerl hat plötzlich Reden gehalten wie in seinem ganzen bisherigen Leben nicht. Ein reines Wunder mußte danach die Breni sein, rein für den Kolter-Toni auf die Welt gekommen. Zuerst hat sich die Apollonia einmal auf die Ofenbank gesetzt und den Tonerl seine Herzensbeichte beenden lassen; dann aber hat sie ordentlich Atem geschöpft und ihm den Standpunkt klar gemacht. Was er sich denn eigentlich denke! Sei sie etwa deshalb Jungfrau geblieben, um sich jetzt auf die Straße setzen zu lassen? Solange sie noch einen Schnaufer tue, käme keine andere auf den Kolterhof. Was sollte der arme Tonerl darauf erwidern? Er hat eine geraume Weile wie ein begossener Pudel dagestanden, hat seine Mütze in den Händen zerknüllt, sie plötzlich auf den Tisch geworfen und allerhand herausgepulvert, daß der Schwester grün und blau vor den Augen wurde. Freilich, allzu lange dauerte der Gewittersturm nicht, der Tonerl ließ sich ob der ungewohnten Anstrengung erschöpft auf den väterlichen Backenstuhl fallen und seufzte zum Erbarmen. Wie doch die Lieb' den Menschen verändern kann, dachte die Schwester. Da mußte sie doch wohl andere Register ziehen. Und plötzlich wischte sie sich die Augen und fing erbärmlich zu schluchzen an. Nun konnte der Tonerl mancherlei ruhig mitansehen, nur Tränen vertrug er nicht, da wurde ihm selbst ganz bänglich um's Herz. Und schon fühlte er, wie es ihm salzig über die Backen rann. Da haben die zwei eine Weile miteinander um die Wette geheult. Freilich konnte die Apollonia es dabei nicht unterlassen, ein paarmal prüfend hinter dem Schürzenzipfel nach dem Brüderlein auszuschauen, und als sie sein Herz weich genug geknetet vermeinte, strich sie dem Tonerl so recht liebevoll über den zuckenden Scheitel und flötete: „Nit wahr, Tonerl, wir bleiben halt zusammen wie immer — mit dem Brenerl werd ich selber reden."

Tags darauf ist die Apollonia zum Berghäusel hinaufgestiegen und hat mit dem Mädel geredet — eigentlich sie ganz allein. Denn kaum hat sie angefangen, da sind der Breni auch schon die dicken Zähren nur so über die Backen heruntergekugelt. Kaum ein Wörtel hat sie entgegnet, so hat sie schluchzen müssen. Endlich hat sie hervorgestottert: „Bloß ein Lebwohl für immer möcht ich dem Tonerl noch sagen." Vor lauter Mitleid hat's die Apollonia dem Dirndl zugesagt. Am Nachmittag des selbigen Tages haben die beiden Verliebten von einander Abschied genommen — drunten auf der Heuwiese. Und der Tonerl ist ruhig und verständig heim gekommen und hat sich auch noch bei der Schwester für ihre Liebesmüh bedankt!

Drei Tage später kommt ums Ave-Läuten die Grell, der Breni kleines Schwesterlein zum Kolterhof gestürzt, schluchzt und stottert: „Die Brenerl hat's niedergeworfen, wie tot liegt sie da, und die Mutter ist auf Tage fort zum Ohm. Um des Himmelswillen sieh zu, Apollonia, daß uns die Brenerl nit versterbt." Die hat sich nicht lang bitten lassen, hat ein Tuch umgeworfen und ist davon zum Berghäusel hinauf. Das arme Dirndl! Krebsrot vor Hitze liegt's auf seiner Bettstatt. Gewiß hat's ein böses Fieber. Da gilt's, Christenpflicht erfüllen. In der Nacht ist's gar bös geworden. Die Breni hat's arg geschüttelt, und im Fieber geredet hat sie auch. Nun müßt' sie so jung versterben, weil sie dem Tonerl die Treue nit gehalten. Das wär die Straf — und die Apollonia, die würd' auch in die Hölle kommen, weil sie gar kein Herz im Leib trüg'. Die Apollonia hat mit zitternden Händen kalte Umschläge gemacht und Fliedertee gekocht und mit bebenden Lippen getröstet: „Brenerl, 's wird ja alles gut werden, wirst auch den Tonerl kriegen, nur sterb mir nit." O, die Apollonia hat einen tüchtigen Rucker verspürt. So ein todkranker Mensch tut wohl schon einen Blick in den Himmel hinein. Nein, in die Hölle will sie nicht. Und wenn sie's recht betrachtete, der Kolterhof konnte auch mehr Menschen ernähren als sie und den Bruder. Vor allem hieß es jetzt ordentlich beten. Und die Apollonia hat die ganze Schreckensnacht die Finger nicht mehr auseinander getan. Und der Herrgott muß wohl ein Einsehen gehabt haben; denn nach und nach ist die Breni ruhiger geworden und ist schließlich eingeschlummert — die Apollonia übrigens auf ihrem Stuhle neben dem Bett auch.

Drei Tage hat sie die Kranke betreut; und als die Apollonia nach überstandener Not heim zum Tonerl ging, hat sie gesagt: „Weißt, Brenerl, ich mein halt, du nimmst den Tonerl. Einmal muß ich auch versterben, und der Bub braucht eine weiche Hand." Und wieder hat's bei den beiden Frauensleuten Tränen vor lauter Rührung gesetzt.

Zu St. Michael gab's eine lustige Hochzeit. In der Nacht hat die Apollonia im Traum gehört, wie das Höllentor mit lautem Krach zuschlug. Da ist sie vor Freuden aufgewacht. Aber noch viel mehr hat sie sich gefreut, als ein Jahr drauf ein kleiner Tonerl auf ihrem Arm krähte.

Einmal in der Schummerstunde hat sich die Breni hinter die Schwägerin gestellt, grad am Tag vor der heiligen Taufe, und hat der Apollonia ein Geständnis abgelegt, damit ihre Sünd' dem kleinen Tonerl keinen Schaden tu'. „Weißt, Apollonia, mit dem Fieber, das war bloß Getu, hab' mich halt verstellt, hätt sonsten den Tonerl nit kriegt, den großen nit und den kleinen erst recht nimmer."

Philippe Segalls Dokument.

Skizze von Fritz Gallinger

Wer, mit dem Dampfer von Gibraltar kommend, an der algerischen Küste entlang ostwärts steuert, kann einige fünfzig Seemeilen vor der Stadt Algier in Haushöhe ein Eisengerüst in wagerechter Richtung aus den Bergen in das Meer hinauswachsen sehen, das sich bei näherer Betrachtung als eine etwas verrostete Paternosteranlage erweist, wie sie zum Laden von Kohlen und Erz Verwendung findet. Wo sich die Eisenträger der Ladebrücke in den Berg hineinbohren, steht ein von der Witterung arg mitgenommener Wellblechschuppen, in dem eine von Schmutz starrende Lokomobile untergebracht ist, die ein- bis zweimal im Jahre — mehr Ladung schafft die kleine, im Hinterland während des großen Krieges erschlossene Erzmine nicht herbei — in Gebrauch genommen wird. Von hier aus windet sich ein schmaler, unbequemer Steig zur Höhe des Plateaus, wo Adolphe Bruniers Haus steht.

Brunier ist der einzige ständige Bewohner von Port du romain, unter welchem Namen das winzige Nest auf den französischen Generalstabs- und Seekarten verzeichnet ist. Sein Hausstand setzt sich aus Frau und Tochter, einem struppigen Bastardhund, einigen Ziegen und einem halben Hundert Hühnern zusammen. Außerdem ist noch ein junger Bursch da, der vor mehreren Jahren bei einem Schiffbruch an Land getrieben ward und sich bei Brunier verankerte. Der jetzt Zweiundzwanzigjährige heißt Philippe Segall, stammt aus Südfrankreich und verbringt seine Tage damit, in den Weinfeldern um den Ort herum nach dem Rechten zu sehen und in seinen freien Stunden, die den größten Teil des Tages ausmachen, mit Lucette Brunier zu liebäugeln.

Eines Tages entdeckte Brunier, der für seine Tochter den Vizeverwalter der Mine vorgemerkt hat, die Liebschaft in seinem Hause und fährt wie ein Donnerkeil dazwischen. Philippe läßt sich jedoch nicht einschüchtern, sondern läuft nach einer heftigen Auseinandersetzung davon. Lucette will ihm nach, doch die Mutter packt sie bei den Haaren. Beide Frauen kommen zu Fall und rollen ein gutes Stück den abschüssigen